

J. D. OSWALD

DREAMWALKER



cbj

DAS GEHEIMNIS DES
MAGIERORDENS

3

Magog, Sohn des Sommermondes, war kraftlos, nachdem er so viel Magie gewirkt hatte, um die Welt zu spalten, und er trauerte um Amorgum, die er in der großen Schlacht gegen seinen Bruder verloren hatte. Und deshalb machte er sich auf den Weg, um sich an einem geheimen Zufluchtsort auszuruhen.

Doch er war noch nicht lange dort, als auch schon eine neue Bedrohung seiner Macht auftauchte. Die Menschen, die im Hendry unterhalb des Frydlands lebten und Kriege führten, fingen an, ihren Einfluss in den großen Wald auszudehnen. Es waren nicht die schlichten Menschen früherer Zeiten. Diese neuen Krieger waren fanatisch und hemmungslos, mehr noch, sie kannten die Feinen Künste und benutzten sie mit derselben brutalen Entschlossenheit wie jede andere Waffe. Wenn Drachen versuchten, im Krieg zu intervenieren, wurden sie alsbald erschlagen, ihre Edelsteine wurden aus ihren blutenden Häuptionen gehackt und als Trophäen zum König gebracht.

Magog rief seine Gefolgsleute gegen diese neue Bedrohung zusammen, aber was den Menschen an Größe und Kraft fehlte, glichen sie durch ihre Menge aus. Die langlebigen Drachen vermehrten sich nur langsam und begrenzten ihre Anzahl so, wie es für die Erde verträglich war. Menschen vervielfachten sich in wenigen Jahren und mit jeder Generation wuchs ihre Menge weiter an.

Die Kämpfe tobten jahrelang, bis sogar der stolze Magog eingestehen musste, dass die Drachen besiegt waren. In einem Versuch der Diplomatie bat er um ein Treffen mit dem König der Menschen, um mit diesem zu einer Art Abkommen zu gelangen. Am Tag vor diesem Treffen kehrte der große Magier an den Ort seines Schlüpfens zurück, um sich auszuruhen und vorzubereiten. Dieser Ort war von mächtigen Zaubern geschützt, sodass niemand, der nicht eingeladen war, ihn finden konnte. Aber sogar diese Magie erwies sich als unzulänglich, denn Magog traf den König nicht. Seither hat kein Drache ihn mehr gesehen, und im Laufe der Jahre sind die Taten von Gog und Magog ins Reich der Mythen und Sagen eingegangen.

Sir Frynwy: Geschichten des Frydlands

Je weiter Benfro sich von der Lichtung entfernte, auf der er seine Kindheit verbracht hatte, umso dichter wurde der Wald. Benfro hatte geglaubt, auf seinen Streifzügen weit von zu Hause weg gelangt zu sein. Er hatte geglaubt, über den einen Pfad, der sich von irgendwo weit weg nach irgendwo noch weiter weg schlängelte, alle Wälder um das Dorf durchwandert zu haben. Aber nach drei Tagen lag der letzte bekannte Baum hinter ihm. Bald waren ihm nicht einmal mehr die Baumarten vertraut. Er kannte Eichen und Buchen

und außerdem hohe Zedern, die ihre Nadeln in riesigen dunklen Kreisen ausbreiteten. Hier aber wuchsen die Bäume senkrecht zu einem schwarzen Baldachin, so hoch oben, dass er das Laubwerk nicht mehr erkennen konnte. Ihre Stämme waren Dutzende von Metern dick und sie streckten ihre Wurzeln in hohen Bögen aus, einige waren so groß, dass er sich darunter hätte verstecken können.

Irgendwo hoch oben, das wusste Benfro, hatte die Sonne ihren Höhepunkt überschritten. Bald würde sie am westlichen Himmel untergehen. Er hoffte, dass ihm das Orientierung geben würde, aber auf dem Waldboden war alles kühl und dunkel. Nur ab und zu durchbrach ein Lichtstrahl den Baldachin. Die Wege solcher Lichtstrahlen wurden von zähem Farn gekennzeichnet, der an den kräftigen Bäumen hochkletterte, ihm aber keinen Hinweis auf die Himmelsrichtung gab. Benfro war schon vor vielen Stunden über die letzte Lichtung gegangen, eine Schneise, die eine riesige, abgestorbene Eiche beim Umstürzen mit ihrer schweren Krone durch den Wald geschlagen hatte. Aber auch dort war zu wenig vom Himmel zu sehen gewesen, um auf die Stellung der Sonne schließen zu können. Jetzt folgte Benfro nur noch seinem Instinkt und hoffte, dass er nicht im Kreis ging.

Der Hunger war sein ständiger Begleiter; er hatte sich in seinem Magen breitgemacht. Benfro hätte vielleicht die Blätter der vielen Pflanzen verzehrt, an denen er vorüberkam, aber immer, wenn er versuchte, sich an die Lehren seiner Mutter zu erinnern, sah er den gleißenden Lichtbogen seine unaufhaltsame Bahn beschreiben. Wenn er ein kleines Tier entdeckte, das er vielleicht zu fangen versucht hätte, sah er nur ihre fliehenden Kehrseiten, die in Löchern verschwanden oder das dichte Unterholz am Rand des Pfades zum Rascheln brachten. Er hatte versucht zu jagen, aber das brachte ihm nur die Erinnerung an seine Wanderungen mit Ynys Môn. Das Bild derer, die ihm vertraut gewesen waren. Nun waren sie alle tot, und doch verschwanden sie nie ganz aus seinen Gedanken, und wenn die Erinnerung zu stark wurde, konnte er nur weitergehen, wenn er nicht vollständig zusammenbrechen wollte.

Im tiefen Wald zu jagen, war aber ohnehin keine Alternative. Auf dem Waldboden gab es im Grunde nur endlosen, von totem Laub bedeckte Flächen und knorrige Wurzeln. Überall herrschte tödliches Schweigen, und nur selten ertönte einmal das grelle, schrille Rufen eines erschrockenen Vogels.

Es war bereits Nacht, als Benfro eine Lichtung erreichte. Es dauerte eine ganze Weile, bis ihm aufging, dass die Luft hier anders beschaffen war, sich anfühlte wie das lautlose Echo einer sanften Brise. Benfro wurde davon geweckt wie von einem Schlag ins Gesicht, und er merkte erst jetzt, dass er im Halbschlaf gewandert war. Er hatte seine Gedanken sozusagen abgeschaltet gehabt, um sein Entsetzen zu dämpfen. Nun blieb er stehen und atmete in der kalten Luft tief durch. Diese Luft war süß im Vergleich zu dem bewegungslosen Dunst, durch den er zahllose Stunden gewandert war, und es bereitete ihm eine seltsame Freude, sie in tiefen Zügen einzuatmen, als ob er viel zu lange den Atem angehalten hätte. Langsam

hob sich der Nebel von seinem Denken, und er fing an, seine Umgebung zu registrieren.

Die Lichtung war fast so groß wie die, auf der das Dorf gelegen hatte, aber es gab keine Hinweise auf irgendwelche Bewohner. Sie war mit Gras bewachsen, hier und dort unterbrochen durch dichter wachsende Pflanzen, die Benfro in der Dunkelheit kaum identifizieren konnte. Der Boden fiel zu einem kleinen Bach hin ab, der einen Tümpel um einen wie ein zackiger Speer zum Himmel aufragenden Felsblock bildete. Benfro wurde von diesem Tümpel wie von einem Magneten angezogen. Über ihm am Nachthimmel leuchtete der abnehmende Mond, sein silbriges Licht erhellte das Bild vor Benfro mit gespenstischer monochromer Klarheit.

In der Nähe des Wassers waren die Schatten von einer furchtbaren Schwärze. Der Felsen zeigte auf die Sterne wie ein anklagender Finger, der den Himmel wegen des Schicksals der Welt verfluchte. Aber Benfro fühlte sich weiterhin zum Bachufer hingezogen. Am Fuße des Felsens war das Wasser still und tief und dunkel, ein so perfektes Spiegelbild des Himmels, dass es wie ein Verbrechen wirkte, dieses Bild zu stören. Benfro kniete am sandigen Ufer nieder und starrte in die Nacht hinab, gebannt von dem Frieden dieses Ortes und der erschöpften Mischung aus Kummer und Angst in seinen Herzen.

»Was ist dies?«, fragte eine klare, starke Stimme. »Ein Drache dürfte nicht so traurig sein.«

Benfro fuhr herum und verlor in seinem vom Hunger geschwächten Zustand den Halt. Er stolperte über seinen eigenen Schwanz und kippte rückwärts in den Tümpel. Das Platschen ließ Scharen von Tauben von ihrem Ruheplatz an dem hohen Felsen in die Luft aufsteigen.

»Nicht sehr elegant«, sagte die Stimme. »Aber über Geschmack soll man nicht streiten.«

»Wer ist da? Wer bist du?« Benfro rappelte sich auf und merkte, wie schwer sich sein Körper anfühlte, wie weh seine Füße sogar auf dem feuchten, weichen Sand taten.

»Nein, nein, nein, so läuft das nicht.« Aus der Stimme war eine verrückte, boshafte Belustigung zu hören. »Ich war zuerst hier. Ich bin schon länger hier. Du sagst mir, wer du bist, und dann überlege ich mir vielleicht, ob ich dir sagen will, wer ich bin.«

Benfro watete aus dem Wasser, ging um den Felsen herum und schaute an den Seiten aus Obsidian hoch. Er hätte genauso gut auf dem Boden nach einem schwarzen Stein suchen können, so wenig Licht warf der Mond über den Schauplatz.

»Wo bist du?« Er schnupperte in der leichten Brise, in der Hoffnung, einen verräterischen Geruch wahrnehmen zu können. Wenigstens konnte er keine Menschen riechen, was ein schwacher Trost war.

»Nö, nix. Du zuerst. Sag mir deinen Namen, kleiner Drache.«

Benfro betastete den Felsen und suchte nach einer Stelle zum Festhalten. Der Felsen war rau und durchsetzt mit von Taubendung schleimigen Löchern. Benfro biss die Zähne zusammen und setzte zu dem mühsamen Aufstieg nach oben an.

»Wo willst du denn hin? Da oben findest du mich aber nicht«, sagte die Stimme und ein

glückliches Kichern strafte ihre Worte Lügen. Benfro achtete nicht auf sie, sondern kletterte weiter. Es war nicht allzu schwer für jemanden, der seine ganze Kindheit hindurch auf Bäume gestiegen war. Trotzdem war er außer Atem, als er oben ankam. An der Spitze des Felsens war eine kleine, ebene Fläche, gerade groß genug für seinen jugendlichen Körper. Ein ausgewachsener Drache wäre aller Wahrscheinlichkeit nach gleich wieder nach unten in den Teich gestürzt. Benfro sah hinunter auf den Wasserspiegel, der an die zwölf Meter unter ihm lag, und keuchte auf.

Der Tümpel tief unten war geformt wie ein Drachenaugenauge, das zu ihm hochstarrte. Der schwarze Himmel, der sich im Wasser spiegelte, war wie eine leuchtende, von Sternen übersäte Iris, der abnehmende Mond darin wie ein Aufleuchten von Intelligenz. Sogar das sandige Ufer wirkte wie die Falten eines unteren Augenlides.

»Gut, was?«, fragte die Stimme, jetzt lauter. Sie war gleich neben Benfro, und törichterweise wirbelte er herum. Er war kleiner als ein ausgewachsener Drache, aber immer noch groß genug, um von der engen Felsplatte zu fallen. Vor allem, weil die früheren Bewohner eine Menge glitschigen Kotes hinterlassen hatten.

»Hoppla«, sagte die Stimme, und dieses eine Wort strahlte vor Schadenfreude.

Einen wahnwitzigen Augenblick lang balancierte Benfro auf der Kante und fuchtelte mit den Armen. Sogar seine Flügel öffneten sich in einem schmerzlichen, verkrampften Reflex, was ihm aber auch nichts brachte. Der Hunger hatte ihm seine Kraft genommen, und so ließ Benfro sich mit einer seltsam müden Resignation hinunter und dem glotzenden Tümpel entgegenfallen.

»Ihr habt euren Orden enttäuscht. Ihr habt euer Land enttäuscht. Und schlimmer noch, ihr habt mich enttäuscht.«

Königin Beulah mit dem gesprenkelten Gesicht saß in dem riesigen Saal auf dem Obsidianthron und musterte voller Zorn die beiden Wachen, die sich vor ihr zu Boden geworfen hatten. Sie waren gekleidet wie Angehörige des Kerzenordens, Männer von Hofmarschall Padraig. Er stand neben ihnen, sein Gesicht war unbeweglich wie eine Maske, und er starrte Beulah an wie ein Kaninchen einen Habicht.

»Eure Majestät, ist es gerecht, diesen Männern Vorwürfe zu machen, wo doch der Verrat von ...«

Beulahs Blick reichte aus, um den Hofmarschall zum Verstummen zu bringen.

»Ich muss ein Exempel statuieren, Padraig«, sagte sie. »Wenn nicht an diesen beiden Männern, die mich beschützen sollten, an wem dann? Hättet Ihr denn gern Euren Hals ein wenig länger gedehnt?«

Padraig trat nervös von einem Fuß auf den anderen und geriet unter dem bohrenden Blick der Königin mehr und mehr aus der Fassung. Beulah wusste, dass der Hofmarschall gerne engere Beziehungen zu Lanwennog eingegangen wäre, dass er friedlichen Dialog dem Krieg vorzog. Aber er war von der Verschwörung ebenso überrascht worden wie alle

anderen. Er verlor immer mehr von seiner Macht, sein Einfluss war nur noch ein bleicher Schatten dessen, was er unter der schwachen Herrschaft ihres Vaters gewesen war. Beulah wusste, dass sie bereits über ihn gesiegt hatte, vielleicht war es an der Zeit, ihm einen Knochen hinzuwerfen.

»Ihr habt natürlich recht, Hofmarschall«, sagt sie und bemerkte voller Befriedigung die Verwirrung, die bei diesen Worten über sein Gesicht huschte. »Diese Männer haben Befehle befolgt. Merl und seine Kumpane sind an allem schuld. Merl wird uns keine Schwierigkeiten mehr machen, aber ich muss wissen, wie tief dieses Geschwür reicht. Ich erwarte, dass Euer Orden all seine Energie in diese Aufgabe steckt. Und wir wollen kein Gerede mehr über Frieden mit Lanwennog. Diese Verschwörung ist Billahs Werk, egal, was seine Gesandten vielleicht behaupten mögen.«

»Natürlich, meine Königin«, sagte Padraig und nahm seine Niederlage mit einer Verbeugung hin.

»Bis zum Abend müssen alle Gesandten aus Lanwennog die Stadt verlassen haben«, sagte Beulah. »Und spätestens bei Sonnrast das Land.«

Padraig senkte das Gesicht noch tiefer, wagte aber keinen Widerspruch. Er verneigte sich abermals zustimmend und schickte dann die auf ihren Knien liegenden Wachen weg. Sie rannten zu den riesigen Türen des Thronsaals. In diesem Augenblick schleppte sich ein einzelner Mann herein. Herzog Angor von Aberfenn sah aus, als habe er ohne Unterbrechung den ganzen Tag im Sattel gesessen. Er humpelte auf den Thron zu und fiel in einer Staubwolke auf die Knie.

»Meine Königin, ich bin gekommen, sowie ich es gehört hatte«, sagte er. »Stimmt es denn? Ist mein Sohn wirklich tot?«

»Habt Ihr seinen Kopf nicht über dem Verrätertor gesehen?«

»Verräter? Was?« Der alte Mann fuhr auf, und sein Gesicht rötete sich, als er auf die Füße kam.

»Hat Euch das niemand gesagt?«, fragte Beulah und räkelte sich so gut sie konnte auf dem Thron, während sie mit gleichgültiger Miene die Ränder der herzoglichen Gedanken nach Hinweisen auf Komplizenschaft absuchte.

»Mir was gesagt?«, fragte der Herzog und wandte sich zu Padraig um.

»Hofmarschall, was geht hier vor?«

»Der junge Merl hat sich an einer Verschwörung beteiligt. Sie wollten unsere geliebte Königin Beulah ermorden und die junge Iolwen auf den Thron setzen«, sagte Padraig. »Und fast wäre es ihm gelungen.«

»Aber das ist doch unerhört!«, sagte Angor empört. »Merl hätte doch niemals ... kein Sohn Aberfenns würde jemals ...«

»Er hat aber!«, sagte Beulah und konnte in den Gedanken des Herzogs eine Besprechung sehen – verschwommene Gesichter, Geldbeutel, die den Besitzer wechselten. »Sagt mir, Angor«, fügte sie hinzu. »Wie viel habt Ihr im vergangenen Jahr an Eurem Handel mit